



Besuch der Mutter.

Noch krennt mich die Tür und ein banger Blick
Von seinem Schmerzenslager.
Vielleicht schreie ich kraftlos zurück,
Weil er so bleich ist und hager . . .

Vielleicht kommt mir wieder das Weinen heiß
In die Augen gestiegen,
Und er zürnt über die Tränen und will mich leis
Und voll Liebe zu einem Küsschen beslegen . . .

Oder er jubelt mir mit dem Lachen entgegen,
Das er als Junge lachte, wenn er im Baume saß
Und die Kirchen, den roten, saftigen Segen,
In sein durstiges Mündchen ah . . .

Oder ich sinke an seinem Lager nieder
Und wühle mein Haupt in die Kissen ein,
Oder wir sehen uns in die Augen wieder und wieder
Und wollen beide nur voneinander geliebt sein . . .

Mein Herz, mein ganzes Sein erbebt . . .
Ich öffne die Tür . . . ich muß ihn sehen . . .
Herz, ich glaube, dein Hämmern ist jubelndes Glück,
daß er lebt!
Herz, ich weih: Es wird ein stummes Umarmen
gesehen . . .

Gans Gailmann

Preussische Vasallen.

Von Hans Leub.

Welch ein Jertum unserer Väter, daß der alte Staat
des Lehensrechts dem neunzehnten Jahrhundert erlegen
sei! Zwar die Formen des Feudalstaats haben sich
nur noch in Mecklenburg erhalten, wo das Feudalrecht nicht
nur das Eigentums- und Erbrecht noch immer durchzieht,
sondern auch die Grundlage der Verfassung, des Staatsrechts,
bildet; aber das innerste Wesen des Lehensrechts, des Feudal-
staates, hat sich der neuen Rechtsformen Preußens bemächtigt
und erlebt seit einem Menschenalter eine Renaissance.

Die preussischen Vasallen haben zwar keine „Stände“
mehr, wie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Diese
hat Hardenberg ihnen mit Gewalt entzogen, als selbst die
äußerste Not des preussischen Staates nach Jena die Selbst-
sucht, Annäherung und Beschränkung des Landadels in Preußen
nicht überwinden konnte. Auch das erbliche Richteramt
auf den Gütern hat der preussische Staat seinem Adel
genommen, und angehängt ist dem Gutsherrn „nur“ noch
das Recht Gutsvorstand zu sein und das Recht einer be-
sonderen Vertretung bei der Gesetzgebung — im Herrenhause.
Was der Landadel an weiterer Macht aus dem Zusammen-
bruch seiner Rechte gerettet hat, das genießt er auf Grund
eines neuen Staatsrechts durch Auftrag der Staats-
macht, durch die Staats-einrichtungen und das Gewicht der
materiellen Verhältnisse, Ueberlieferungen und Gewohnheiten.

Der Lehensstaat, Feudalstaat ist tot, aber die Gesetze des
„neumodischen Judenstaates“, wie v. d. Marwitz vor
100 Jahren polternd schrieb, haben dem Landadel die Mittel
und Wege eröffnet, seine Macht im Feudalstaat durch eine
kaum minder große im Staate des neunzehnten Jahrhunderts
zu ersetzen. Der Geist des alten Lehensrechts überlebte die
Formen dieses Rechts, bemächtigte sich der neuen Formen
und ist in unserem Verfassungsstaat noch immer so über-
mächtig, daß kein Stand, keine Klasse dem Landadel an Macht
gleichkommt; daß der Reichstangler (selbst der mächtige
Bismarck) dieses Adels Widerstand fürchten mußte und muß;
daß alle Reichstangler bisher, auch Bismarck, nicht ohne ent-
scheidende Mitwirkung dieses Adels gestürzt worden sind; daß
auch der Adlig seine eigenen Absichten (Kanal und Wahl-
rechtsreform) nicht gegen Jenen hat durchführen können.

Was immer an Verbesserungen des preussischen Staats-
rechts durchgeführt worden ist, das ist dem Adel mit Gewalt
abgerungen worden, und was noch durchgeführt werden soll
und muß, das kann auch nur Recht und Billigkeit werden
durch einen neuen Zusammenstoß der Staatsmacht
und der Krone selbst mit dem Adel. Dieser neue
Staatsprozeß mit dem Adel würde in der fünf-
hundertjährigen Geschichte der preussischen Hohenzollern der
schlechte sein. Trimmern wir uns bei diesem Anlaß der
fünf, die schon der Geschichte angehören!

Der Historiker Otto Hinz erleichtert uns den Rückblick
durch seinen fünfviertel Jahr vor dem Kriege in der Deutschen
Gesellschaft zu Bromberg gehaltenen Vortrag „Die Hohen-
zollern und der Adel“, der im ersten Kriegsjahre in Sybels
(jetzt Friedr. Neumanns) „Historischer Zeitschrift“ abgedruckt
worden ist. Dieser Aufsatz verdient größere Aufmerksamkeit,
als er bisher gefunden hat.

Der Anfang ist gefärbt durch den Wunsch des Verfassers,
sich gegen den Verdacht einer Parteilichkeit gegen den Adel zu
wehren; Otto Hinz versucht das mit der Bemerkung, daß
das landläufige Urteil in unserer demokratischen Zeit dem
Adel zu ungünstig sei, und weiter durch eine Verwahrung
gegen Max Raurenbachers Hohenzollernlegende.
Aber er muß doch unmittelbar fortfahren mit dem Satz, es
könne nicht geleugnet werden, daß nicht jeder Zug in dem von
Raurenbacher entworfenen Bilde falsch sei, daß ein berech-
tigter Kern in seiner Auffassung stecke. Diesen nun schält
Hinz klar heraus und man hat hernach den Eindruck, daß
sich das von Hinz entworfene Bild der Vorgänge nicht sehr
von dem Raurenbachers unterscheidet.

Der erste Zusammenstoß zwischen den Hohenzollern und
ihren Vasallen entwickelte sich sofort, als der Burggraf von
Nürnberg ins Land kam, in ein verwildertes Land, in dem
der Adel eine Söldnerherrschaft betrieb, von Raubzügen,
Fehden und Brandschakungen lebte. Der mächtigste Mann
der Mark, Jaspas Hans zu Putlitze, lehnte es ab, des neuen
Herrn Vasall zu werden, und die kleineren Edelleute sagten,
der Jaspas sei ihnen „Markgraf genug“, sie brauchten keinen
andern. Als sie mit sanften Mitteln zum Vasalleneid ge-
bracht waren, dachten sie nicht daran, ihn zu halten. Gewalt
war nötig. Als der Krieg begann, den wir jetzt erleben, war
genau ein halbes Jahrtausend verflossen, seitdem der Burg-
graf in wenigen Tagen die Schlösser der berühmten Raub-
ritter vernichtete. Durch den Krieg sind wir um die inter-
essante Halbtausendjahrfeier gekommen.

Der Burggraf, Markgraf (bald auch Kurfürst) Friedrich I.
hat sich gegen den vom Raub lebenden Adel ebenso durch-
gesetzt, wie Landgraf Friedrich von Thüringen. Als dieser
einmal durch Erfurt ritt, rief ihm der Graf von Orlamünde
nach: „Fritz, wo willst Du hin?“ Friedrich antwortete: „Du
sollst mich wohl noch Herr heißen!“ und er hielt Wort. Auch
der märkische Adel war gezwungen, den ersten hohenzollernischen
Friedrich Herr zu heißen, aber er rettete aus dieser Unter-
werfung doch sehr viel von seiner Macht. Das Ergebnis
des ersten Kampfes war ein Vergleich, der nicht
einmal das Fehderecht des Adels beseitigte. Dieses Recht auf
Raub wurde von einem Teile des märkischen Adels auch
weiter ausgeübt.

Erst der dritte Nachfolger Friedrichs, Joachim I., brach
dieses Raubrecht. Am Widerstande dagegen beteiligte sich
zwar nicht mehr der ganze Adel, aber doch ein großer Teil
(zahlreiche Mitglieder des Standes), heißt es bei Hinz.
Die „Herrentage“ der Mitternacht widerstanden nicht
mehr, als Joachim durch „massenhafte Verfolgungen und
Einrichtungen adeliger Freiheiten“ doch auch
den Körper des ganzen Adelsstandes erschütterte“, lesen wir
bei Hinz, der fortfährt: „In den heftigen Kämpfen werden
wir die Agonien des alten kriegs- und fehdelustigen, ge-
schlossenen und verwegenen Feudaladels sehen müssen, die Beglei-
tererscheinung des großen Verwandlungsprozesses, durch den der
Edelmann aus einem Ritter zum Landwirte wurde“ — sagen
wir: anstatt von Raub und Brandschakung, von einer
Arbeitsleistung zu leben gezwungen wurde.

Soziale Frauenberufsarbeit.

Von Hedwig Wachenheim.

Die besondere Eignung der Frau zur sozialen Fürsorge-
tätigkeit wird heute kaum mehr bestritten. Ihre Fähigkeit,
Pflegerin und Hüterin zu sein, prädestiniert sie ganz be-
sonders zu dieser Arbeit. Ihre Eingliederung in eine bewußt
vorbeugende Sozialpolitik ist deshalb auch notwendig. Und
sie ist auch möglich.

Eine gesunde Sozialpolitik versucht durch Schutzmaß-
nahmen, durch hygienische Einrichtungen und durch Volks-
erziehung die gesundheitlichen und sittlichen Kräfte des Volkes
zu heben und ihrem Verfall vorzubeugen. Wo denn-
noch Schaden eintritt, sucht sie den Betroffenen wieder einer
selbständigen Existenzmöglichkeit zuzuführen oder ihm eine ge-
sicherte Aussicht auf Versorgung zu geben. Entspricht auch
unser Sozialpolitik noch nicht diesem Ideal, so müssen
doch gerade die Frauen, die in der Sozialfürsorge ihren
Lebensberuf suchen, an der Aufgabe mitarbeiten, sie diesem
Ideal nachzugestalten. Sie dürfen nicht bei der überwundenen
Form der Wohltätigkeit beharren bleiben. Sie müssen
auch erkennen, daß die Privatwohlfahrtspflege nur dort am
Platz ist, wo sie Pionierarbeit für neue Aufgaben leistet, die
ohne sie viel später begonnen würden. Denn nur dann
kann es erträglich sein, daß die soziale Fürsorge ausgeübt
wird ohne eine öffentliche Kontrolle.

Zu einer erforderlichen fürsorglichen Tätigkeit ist eine
systematische Schulung der fürsorglichen Kräfte erforder-
lich. Die Organe und ihre Helfer müssen Sinn und Zweck
der Sozialpolitik erfassen, die Sozialerziehung und
ihre praktische Ausführung kennen und in der Arbeit immer
ihre Wirkung für den einzelnen und die Gesamtheit vor
Augen haben.

Dazu gehört nicht nur soziales Verständnis und Kenntnis
der sozialen Gesetzgebung sondern auch spezialisiertes Fach-
wissen. In den meisten sozialen Berufen fehlt es heute noch
an der bestimmten Berufsbildung. Heute werden die sozialen
Gesetze zumeist von dem Kur-Bureaufkraten angewendet, der
über die formale Kenntnis der Gesetze verfügt, aber doch viel-
fach nicht mit dem eigentlichen Sinn der Fürsorge vertraut
ist. Daher wohl fordert Professor Schmittmann in seinem

im „Vorwärts“ schon besprochenen Aufsatz die Vermittlungs-
organe zwischen Bureaufkrate und Leben. Erfolgte die Be-
setzung der das Gesetz anwendenden Stellen mit sozial für-
sorglich geschulten Kräften, bedürfte es besonderer Ver-
mittlungorgane nicht. Da sie leider nicht erfolgt — oft aus
rein äußeren Gründen —, muß die Frau als Vermittlungs-
organ eintreten. Man sehe einmal in die Armen- und Vor-
mundschafts-Bureaus der Gemeinden hinein! Junge Kanzlei-
beamte, Gerichtsaktare versehen häufig hier den Dienst in
den unteren Stellen, die den verantwortungsvollen Verkehr
mit den Hilfesuchenden haben. Hier fehlt oft jedes Ver-
ständnis für die Möglichkeit, das Schicksal eines einzelnen
oder einer Familie aufzubauen. Der Bureaufkrat hat genug
getan, wenn er festgestellt hat, ob die gesetzliche Möglichkeit
zur Unterstützung gegeben ist oder der formell in Betracht
kommende Vormund bestellt ist. In diesen Stellen, für die
ein Unverstehensstudium mit Recht nicht verlangt wird, ist
die sozial geschulte Frau an ihrem Platz; hier in der Fürsorge
für Kinder, Frauen, Bedrückte und Gefährdete kann sie neben
ihrem Fachwissen die besonderen weiblichen Eigenschaften ver-
werten. Das gilt auch für die spezialisierten Fürsorgegebiete,
die Schwangerenfürsorge, die Kriegsfürsorge, die Aufsicht
über das Haltekinderwesen, die Trinker, Tuberkulosen- und
Süchtlingfürsorge. Die Jugendfürsorge braucht heute Kräfte,
die Verständnis für den sozialen Fortschritt haben, der in den
Jugendberichten, in der Möglichkeit des Strafausschubs bei
Wohlvorhalten, in Schulaufsicht bei Familienverfall an Stelle
von Anstaltszucht liegt, und die als Hilfsorgane des
Jugend- und Vormundschaftsrichters im Sinne dieses Fort-
schritts wirken können. Die Schulpflegerin muß die sozial-
hygienischen Maßnahmen für die ihr anvertrauten Kinder
ausüben können. Die Wohnungsinspektion braucht nicht
nur Techniker, sondern Beamte, die einen Blick für die Be-
dürfnisse der Familie haben, in die sie ihr Verfall führt. Ar-
beitsnachweis und Gewerbeinspektion, Berufsberatung, die
Lebensmittelfürsorge der Gemeinden im Krieg brauchen
Menschen, die die ganzen sozialen Folgen ihrer Berufsleistung
übersehen können.

Diese Aufstellung soll keineswegs eine vollständige Auf-
zählung aller Möglichkeiten sozialer Arbeit geben. Durch
sie sollen auch nicht alle diese Arbeitsgebiete allein für Frauen
in Anspruch genommen werden. Es soll auch nicht der An-
schein erweckt werden, als ob eine große Anzahl Stellen zu
besetzen sei. Viele dieser Stellen müssen noch geschaffen, an
diesen Orten mit den richtigen Menschen besetzt werden. Es
soll damit nur gezeigt werden, daß unsere heutige Sozial-
politik Menschen braucht, die mit klarem Blick und warmem
Herzen arbeiten können, und die soziale soziale Schulung
haben, daß sie die Bedeutung ihrer Arbeit für den Fortschritt
der Menschheit bewerten können und dieses Ziel mit ihrer
Arbeit verfolgen.

Hier ist immer nur von der beruflichen sozialen Arbeit
gesprochen worden. Die Erfahrungen in der Armenpflege
und Vormundschaft haben eigentlich gezeigt, daß die ehren-
amtliche soziale Arbeit nur dort Sinn hat, wo gerade im
Ehrenamt die Bedeutung liegt, wo Menschen aus verschiedenen
Berufen herangezogen werden sollen, damit ihre verschiedenen
Erfahrungen verwertet werden können, oder dort, wo be-
stimmte Berufsgruppen ihre Interessen vertreten müssen,
wie bei Arbeitsnachweis, Berufsberatung und Sozialversiche-
rung. Auch die gemeindliche Selbstverwaltung braucht ehren-
amtliche Kräfte. Nicht nur aus Gründen der Gleichberechtigung,
sondern weil es sich um ein Gebiet handelt, das ihrem
Wesen besonders entspricht, muß der Frau die Möglichkeit
gegeben werden, in die Stätte der Selbstverwaltung sozialer
Einrichtungen einzutreten.

Für diese ehrenamtliche Arbeit ist natürlich keine Berufs-
schulung nötig, hier genügen einführende Kurse, denn diese
Arbeit soll ja gerade aufbauen auf den verschiedenen Berufs-
und Lebenserfahrungen verschiedener Bevölkerungs-
klassen.

Die beruflich arbeitende Kräfte ist schon heute neben
dem Hochschulstudium eine Ausbildungsmöglichkeit gegeben,
die ganz speziell auf die soziale Arbeit gerichtet ist. Es be-
stehen etwa 32 Schulen, an denen eine Ausbildung erfolgt,
doch nur etwa ein Viertel von ihnen kommt für eine solche
ernstlich in Betracht. Bedauerlich ist, daß durch die hohen
Kosten Frauen aus der Arbeiterklasse die Gelegenheit ge-
nommen ist, eine solche Ausbildung in natürlich konfessionell
und politisch unabhängigen Schulen zu suchen. Zu fordern
ist, daß, wenn die Notwendigkeit der sozialen Schulen mehr
anerkannt wird, die Gemeinden diese in ihre Hand nehmen
und Frauen aus allen Bevölkerungsklassen den Unterricht
ermöglichen.

Die geschulte Sozialfürsorgerin hat nicht nur für die
Ausführung der bestehenden Sozialgesetze Bedeutung. Ihr
Wissen und ihre praktische Erfahrung geben ihr die Möglich-
keit und machen ihr zur Pflicht, an der Fortführung der
Sozialreform mitzuarbeiten, denn wie die Weibssagen:

„Soziale Umbauten erfordern ebensoviel Spezialkenntnis
und dauernde Studien, als Brücken- und Eisenbahnbau, die
Auslegung der Gesetze oder die Fortschritte der Technik und
der Maschinenkunde. . .“

... Ist doch im wesentlichen aller Fortschritt der sozialen
Reform abhängig von der zukünftigen engen Verbindung
zwischen den beiden großen sozialen Mächten, dem Staats-
bürger, dessen Gemeinfinn den öffentlichen Willen beherrscht,
und dem Spezialisten der Sozialwissenschaft, der sich der
wissenschaftlichen Durchdringung und der Verwirklichung des
sozialen Zweckes widmet. Aus dieser Verbindung erwächst
auch die Kraft zur Verhütung der Armut.“

Winter Schönheit.

Von Ferdinand Avenarius.

Ja, der deutsche Wald ist auch im Winter schön. Still ist es darin, aber still lebendig. Es knistert unter deinem Fuß von Reisig und von allen den gefrorenen Blättern, du mußt ganz vorsichtig aufsetzen, willst du den Pergang hinter das Bild im Tale belauschen. Hier neben dem Busch ist deutlich zu sehen, wie der Boden aufgetaut war, hier hat Hochwild, ein Hirsch oder eine Hirschkuh vor kurzem noch gelagert. Drummen müssen sie über die Dichtung wecheln. Eine Ansehensstelle, nun warte. Die Zeit wird nicht lang, wieviel ist derweile zu sehen! Am Boden ist alles weiß umstülpt. Die roten Töten, das grüne Lebendige, das sich zwischen ihnen hinaufragt, die gelben Halme vom Vorjahr noch, der Esen an den Stämmen, die Zweige der Büsche sind alle mit feinen Kristallen besetzt, ein jeder anders, und, wo der Edelstein laut, wird er zur Perle, und die Perle wird zum Diamanten. . . . Hoch, da kommt er, der Hirsch! Ist das das nämliche Tier, das im Zoologischen Garten so gelangweilt langweilt? Dieser von Schnauze zu Schwanz erregte Gesell, der jetzt so vorzüglich ängelt und sichert, bei jedem Schritt bedacht, daß er nicht verrate, ganz und gar, so scheint's, seiner Verantwortung als Gatte, Vater, Herr und Führer bewußt! Und die Hirschkuh und die Kübler! Ach, da spüren sie uns! Eins nach dem andern sah auf Sah dort über den liegenden Stamm, dann hinter dem niedrigen Damm dort, in einer Reihe trapp, trapp, trapp, du siehst nur die Köpfe, davon in den Nebel, der kühl heranschleicht. Es wird Abend. Geh heim, morgen wird der ganze Wald in Rauchreif stehen.

Ja, der Winternebel. Hast du den in den Bergen schon einmal miterlebt? Das kennst du ja sicher, wie die Stadt drin aussieht, wenn dir beim Ausgang der spazierende Raabbar rät, das große Brotmesser mitzunehmen, daß du ihn besser abschneiden kannst! Späße du, Raabbar, was weißt du Stubenhocker davon? Ein paar Stationslein Bahn, dann ausgeflogen und jetzt bergauf. Immer noch nur das graue Nichts, in dem da und dort etwas dunkelt und wieder verfinstert. Eine halbe Stunde weit höher, so ist es ein weiches Nichts, und drohend schier treten von rechts und links abenteuerliche Riesengestalten zu dir heran und wieder zurück. Der Pfad wird feiler, sieh: ein weißer Mond zirkelt sich droben an. Nun achte wohl, denn Schritt für Schritt jetzt kann das Herrliche geschehen. Es geschieht — auffauchzen willst du, aber der Jubel löst sich in Andacht. Ein wallendes Meer liegt unter dir, brandend mit seinen gewaltigen Wogen gegen schneie Ufengelände, und in seinem Branden und Schäumen erstarrt. Das dir Sommer so vertraut war, nun scheint es fremd wie von einem andern Stern. Weiß umbrandet dem Urmere ragen seltsame Inseln goldumlichtet ins Blau der Unendlichkeit. Beweile, dann wirst du sehen, wie mit der steigenden Sonne in die trägen Massen ein Empören kommt, jetzt verhalten noch, dann in offenem Aufbruch, ein Sturm in seinen Wogen, während sich doch kein Windlein regt, ein Säumen und Zerreißen. Und nun ein Zerfallern. Daß die Talgründe aufleuchten und wieder übersponnen und überpült werden. Und nun bleiben. Bleiben, indes in den äußersten Schluchten das Spummeer mit seinen letzten Rehen zerrinnt. Aber in der nächsten Nacht kriecht es wieder aus allen dunkeln Stellen auf und gepenstert sich zu Scharen und gießt sich aus den Schwärmen wieder zur Masse zusammen. Kommt da früh herauf, wenn der abnehmende Mond noch glänzt, und siehst du den in Einsamkeit fast herrschen über dem grauen weiten, weiten Tod, du vergiffest es nie.

Das Wasser ist des Winters Kaiser. Das Wasser in allen seinen Formen. Das Wasser von dem Dunste ab, den du als solchen nicht erkennst, der dir nur Sommer ungelebene Fernen Winters in blauem Dunst herantägt, dem Dunst über den Nebel zum Reif, über den Regen zum geschwollenen Strom, über den mit hundertlei Kristallen von mikroskopischer Feinheit stinkenden und schmelzenden und mit Hauben und Mänteln kinderlustig mummenden Schnee zum Fluß auf Fluß und Licht auf Licht thronenhart bestreuten Eise, das meilenweit durch die Nächte donnert, wenn es im Froste springt. Wißt du aber sein Reich unbeschränkt sehen, so gehe Winters ans Meer.

Nicht weit von dort einen der Winterstürme erleben könntest, deren Erhabenheit zu dem Größten gehört, was unser Planet überhaupt mitzerleben hat. Ich will nur vom ruhigen Meere sprechen. Der Strand, der zur Sommerzeit „Promenade“ ist, jetzt

ist er der Vorhof der See und weiter nichts, ein breiter, weißig fester Vorhof, auf dem leis die langen Wogen hinauflaufen, um abzulegen, was sie nicht mehr wollen. Nichts beherrscht ihn nach rechts und links ins Unendliche hin, als das Meer. Das selber ist leer von Schiffen, aber einsam ist es nie. Wenn du in den blaugrauen Dunst darüber blickst, wie fessam, so blickt es plötzlich wie ein Silbernebel am Himmel hin und erlischt wieder und blüht wieder auf. Jetzt begriffst du erst, woher das kommt: ferne See-schwalbenflüge sind's — wenn sie sich wenden, daß die Sonne das Weiß der Gefieder trifft, dann jedesmal erglänzt am Himmel der Schimmer. Und wech Vogelleben überhaupt. Vom Norden sind die Wintergäste gekommen, in unzähligen Scharen, in all den verschiedenen Arten die Enten und Gänse und sonstiges Flügeltier. Nicht am Ufer kannst du die Enten sehen, die unermüdlich munteren Gesellen, die jänkieren, tauchen, sich zanlen und spielen, wie hier zur Hochsaison nur die lustigsten Menschenlein, während wiederhol als Hörschwam als Goliath zwischen dem Meeresunge rudert. Heute ist ja hier in der Nacht das Wasser noch eisfrei, nur die Steinblöcke, die vor Uraltern auf Gletschern und Eisbergen dahergereisten, haben sich gewaltige weiße Kapuzen aufgeschliffen. Freilich, schon knistert es zwischen ihnen, und immer mehr ummanteln und umpanzern, umschälen und umzapfen sie sich. Wohl morgen schon ist die Fläche ein Stück hinaus von Scholle an Scholle bedeckt, und trägt nur beht sie sich, wenn die Wogen unter der dünnen Schilberschicht verlangsamte heranrücken. Nebertrogen aber ist alles vielleicht schon hart, eine feste Eis-Ebene meilenweit hinaus, dann bleibt nur am Horizont vom Brandungsgischt ein Streif von Silber und, steht die Sonne dar-über, von Gold. Dahin zieht auch all das Vogelvolk hinaus. Aus weiter Ferne hörst du dann nachts ein Wellen wie Rübengeläut, oder ein Geräusch zum Tuscheln genau, als lärmte dort draußen eine Großstadt. Das kommt von den Tausenden und aber Tausenden von Wildgänsen des Nordlands. Plötzlich erhebt es sich und naht und verstärkt sich und wächst und braust über dir durch's Dunkel, und nun ist es ganz, ganz wie ein wildes Meer. . . .

Aus dem bereits besprochenen Avenarius-Buch von B. Stapel (München, Callman), das viele der besten Aufsätze des Kunstvermittlers und Kulturpolitikers enthält.

Die Erfindung der Dynamomaschine.

1867 — Januar — 1917

Von Artur Fürst.

Die menschliche Kultur konnte das, was sie heute ist, nicht sein ohne die Einwirkung und Mitwirkung des elektrischen Stroms. Die Möglichkeiten, die uns die Ausnutzung der Naturkraft Elektrizität in dieser Form erschlossen hat, sind so zahlreich und so innig mit dem gesamten Dasein und Treiben der heutigen Menschheit verwebt, daß das zwanzigste Jahrhundert ohne sie nicht denkbar wäre.

Starkstrom-Elektrizität treibt gewaltige Maschinen an; sie gestattet — und das ist ihre ursprüngliche grandiose Eigenschaft — Energie, die an einem geeigneten Punkt erzeugt wird, weit hin zu leiten und überallhin zu verteilen; das elektrische Kraftzentrum liefert nach Belieben vier Formen der Energie: Kraft, Licht, Wärme und chemische Zersetzungs- oder Verbindungenergie.

Elektrische Bahnen sind das bequemste und vornehmste Beförderungsmittel geworden. Der Elektromotor hebt die schwersten Lasten. Die Elektrometallurgie scheidet Metalle aus dem Erz, die elektrochemische Industrie bereitet das Aluminium, sie entnimmt Stickstoffverbindungen aus der Luft. Millionen und aber Millionen Menschen sind bei der Fabrikation elektrischer Maschinen und aller derjenigen Einrichtungen beschäftigt, die durch sie erst möglich geworden sind. Fast die ganze zivilisierte Menschheit genießt heute die Segnungen, die von den elektrischen Leitungsdrähten ausgehen. Nicht lange mehr, und kein Ort in einem Kulturstaat wird ohne öffentlich nutzbare Elektrizitätsquelle sein.

Daß wir diese unergleichen Kraft zu unserer Verfügung haben, verdanken wir Werner Siemens. Er hat die Maschine erfunden, durch die allein es bis zum heutigen Tag möglich ist, nutzbare elektrische Ströme im großen zu erzeugen.

So wenig wie in irgendeinem anderen Bezirk entspringt im Reiche der Technik ein großer Gedanke plötzlich und unvermittelt

dem Gehirn des Menschen, wie Käsene fertig gepanzert dem Haupt des Zeus entstieg. Generationen sind gewöhnlich nötig, um das Feld zu hängen, aus dem dann endlich die Wunderblume des abschließenden genialen Gedankens erblüht. Es ist erstaunlich, daß der ganze Verdegang der Dynamomaschine vom ersten Ausflühen des theoretischen Gedankens, der zur Grundlage ward, bis zu ihrer Fertigstellung kaum mehr als drei Jahrzehnte gebraucht hat.

Arago hatte entdeckt, daß elektrische Ströme Eisen, das sie in darangelegten Windungen umflichen, magnetisch machen. Es währte mehrere Jahre, bis der geniale Entdecker der elektrischen Induktion, Michael Faraday, auf den Gedanken kam, daß diese Wechselwirkung zwischen Elektrizität und Magnetismus auch umkehrbar sei. Durch bloße Überlegung erkannte Faraday, daß, wenn Elektrizität Magnetismus zu erzeugen vermöge, Magnetismus auch imstande sein müsse, Elektrizität hervorzurufen. Im Jahre 1831 vermochte er diese Behauptung durch ein Experiment zu beweisen.

Faraday fand, daß ein Magnetstab, den man in eine Drahtspule hineinstößt, in dieser einen Strom erzeugt, und daß das- selbe geschieht, wenn man den Magnet wieder herauszieht. Während der Magnetstab in der Spule ruht, entzieht jedoch kein Strom. Man vermag ebenso eine Stromerzeugung zu bewirken, wenn man einen weichen Eisenkern, der fest in der Spule steht, abwechselnd magnetisiert und wieder entmagnetisiert.

Aber bald wurden von anderen Maschinen gebaut, welche die magnet-elektrische Induktion ausnützten. Der Franzose Pixii und der Italiener Dal Negro konstruierten schon im Jahre 1832 Maschinen, bei denen die Magnetinduktion dadurch hervorgerufen wurde, daß Induktionspulen den Polen von Magneten durch Drehung fortwährend genähert und wieder von ihnen entfernt wurden. 1833 gelang es Rollet, eine sehr große Maschine dieser Art zu bauen. Nachdem sie durch Holmes verbessert und ausgetastet worden war, geschah es am 8. Dezember 1850 zum erstenmal, daß Strom für elektrisches Licht durch Maschinenkraft erzeugt wurde. Es brannte in dem Leuchtturm auf South-Foreland.

Die so gebauten Maschinen erlangten bald eine gewisse Bedeutung. Der ihnen zugrunde liegende Gedanke war, die von dauernden Stahlmagneten erzeugten Kraftfelder zur Induzierung von Strömen in Spulen zu benutzen, die durch die Magnetfelder hindurchgedreht wurden. Den drehbaren Teil, auf dem die Spulen saßen, nannte man Anker.

Da man den dringenden Wunsch hatte, recht starke und dauernde elektrische Ströme zu erhalten, so wurden immer umfangreichere magnet-elektrische Maschinen gebaut. Man nahm jedoch bald wahr, daß deren Leistungsfähigkeit durchaus nicht im Verhältnis zu ihrer Größe wuchs. Es wurde im Gegenteil die Kraft der induzierten Stahlmagnete durch den im Anker entstehenden induzierten und entgegengesetzten Magnetismus immer mehr geschwächt.

Daraus erwuchs der Gedanke, an Stelle der Stahlmagnete Elektromagnete zur Erzeugung der Induktion zu benutzen. Man versuchte dies zuerst in der Weise, daß man die Elektromagnete durch Batteriestrome erregte. Aber auch hier arbeitete die Maschine sich selbst bis zu einem gewissen Grade entgegen. Wilde in Birmingham benutzte dann an Stelle der Batterie zur Erzeugung der Elektromagnete eine kleine magnet-elektrische Maschine, die mit Siemenschem Doppelt-Anker ausgerüstet war. Hierdurch konnte man schon recht kräftige Ströme erzeugen, aber eine genügende Steigerung war auch hier nicht möglich. Die richtige Anordnung brachte erst das dynamo-elektrische Prinzip, das von Werner Siemens im Jahre 1866 gefunden wurde.

Siemens faßte den großartigen Gedanken, daß man für die Erzeugung der Magnete, die dann im Anker der Maschine den Strom hervorgerufen, doch nicht notwendigerweise von außen her gelieferten elektrischen Strom verwenden müsse. In jedem einmal magnetisierten Eisen, also auch in den Erregern, bleibt immer etwas Magnetismus zurück. Dieser genügt, um im Anker, wenn man ihn dreht, elektrischen Strom hervorzurufen. Führt man nun diesen schwachen elektrischen Strom um die Windungen der erregten Magnete herum, so muß deren Magnetismus verstärkt werden, wodurch man wieder die Stromentwicklung im Anker steigert wird. Das wirkt von neuem auf die Erregermagnete, von da wiederum auf den Anker, und so muß sich immer weiter eine Steigerung der Maschinenleistung ergeben, bis die für ihre Bauart höchstmögliche Leistung erreicht ist.

Das Ergebnis war, als Siemens das Prinzip praktisch ausprobierte, in der Tat so, wie er es erwartet hatte. Er nannte den

Jon.

Sittenbild aus Bukarest.

Von Nita Kremnik.

In das große Hospital von Bukarest wurde ein Kind eingeliefert; ein Knabe von kaum sechs Jahren, der vor der Markthalle hingefallen und dem ein Lastfuhrwerk über den kleinen mageren Arm gegangen war. An zwei Stellen schien der Knochen gebrochen zu sein.

Der leitende deutsche Arzt, der im Begriff stand, nach vierstündiger Tätigkeit das Hospital zu verlassen, kehrte sofort um, als das Kind auf schmerzlicher Bahre anlangte. Er war ein großer, starker Mann, aber Kinderleid konnte er nicht ertragen: für ein armes Kind, und nun gar ein so elendes, schwächliches, hatte er immer Zeit, das überließ er keinem Assistenten. Er forderte von den Männern, die den trotz der Kälte nur mit einigen Lumpen bedeckten Kleinen einlieferten, Bericht, wie und wo das Kind verletzt worden sei, wem es gehöre. Auf die letzte Frage wußte niemand Auskunft; der Junge haufe immer zwischen den Abfällen des Marktes, hieß es. Der Knabe selbst schwieg; nicht einmal ein Laut der Klage kam bei der notwendigen, aber sehr schmerzhaften Untersuchung über seine feinen Lippen, aus seinen großen schwarzen Augen tropften nur langsam Tränen. Der Arzt bewunderte diesen Selbstenmut und fragte den Knaben freundlich, wie er heiße. Das Kind antwortete nicht, sondern blickte ihn schen an. Sollte der arme Kleine, der in einem unbeschreiblichen Zustande körperlicher Vernachlässigung war, auch noch taub oder stumm sein? Vorsichtig wurde er gebadet, die krausen Haare wurden ganz kurz geschneitten, damit der arme kleine Kopf auch geseift werden konnte; dann steckte man ihn in Hospitalkleider und legte den Arm in einen Verband. Der Arzt beobachtete unterdessen mit seinen durchdringenden Augen das Kind scharf; taub oder stumm war der Knabe nicht, aber er war in einer Verwirrung, wie sie selbst ihm, der so vieles gesehen, noch nicht vorgekommen war. Dies Kind war ihr vor Angst.

„Heißt Du Jon?“ fragte der Doktor schließlich, auf gut Glück den gebräuchlichsten Namen wählend und streichelte dabei den kleinen Patienten.

Eine unbeschreibliche Verwunderung malte sich auf dem Antlitz des Kleinen, dann sagte er mit heiserer Stimme: „Jon.“

„Lut Dir etwas mehr?“ fragte der Arzt weiter, um seinen ersten Erfolg auszunutzen. Das Kind verstand die Frage

nicht; es hatte sich wohl noch nie jemand um seine Schmerzen gekümmert! Auch der Begriff von Vater, Mutter und Haus schien ihm zu fehlen. Als man ihn jedoch fragte, wo er sich abends niederzulegen pflege, zeigte er auf den Marktplatz.

Als der Doktor eine Notiz für die Polizei geschrieben, mußte er den kleinen Stummen verlassen; der pflegerischen Schwester hat er befohlen, dem Jungen möglichst kräftige Nahrung einzuführen; denn er schien halbverhungert.

Beim Nachmittagsbesuch war der erste Gang des Arztes zum neu eingebrachten Kinde; das Bett war leer, und die Schwester erklärte unwirsch, es sei unmöglich, den Knaben darin zu halten, dreimal sei er ihr bis in den Hof entschlüpft, jetzt liege er in einer Ecke des Korridors! Der Doktor setzte ihr auseinander, sie müsse sich in die Seele dieses kleinen Wilden, der gewiß noch nie in einem Bette gelegen hätte, versetzen. Vielleicht sei er auch davongelaufen, um seinen Anzug, den er mit so viel Ehrfurcht angefaßt hatte, in Sicherheit zu bringen, weil er ihn wieder zu verlieren fürchtete? Der Doktor hatte inzwischen Jons Lagerstätte, unter einer Treppe, gefunden; elend zusammengelauret lag das fiebernde Kind da. Der Arzt nahm ihn behutsam in den Arm und trug ihn in sein Bett, „Jon wird hier liegen bleiben“, sagte er bestimmt. Dann erkundigte er sich, was der Knabe gegessen habe. „Nichts“, entgegnete die Schwester, „er schiebt alles fort.“ „Wahrscheinlich hat er noch nie gelochtes Essen geschmeckt“, meinte der Doktor, „holen Sie mir einen Apfel und eine Tasse Suppe.“

Bis beides zur Stelle war, besuchte der Arzt die anderen Kinder, die in demselben Saale lagen. Jon verfolgte ihn gespannt mit den Augen. Der Doktor nickte ihm hin und wieder zu und rief: „Ganz still liegen!“ Jon verharrte auch regungslos, bis die Schwester mit dem Apfel an sein Bett trat; nach dem streckte er die unterste Hand aus. Von der Suppe wollte er nichts wissen, man schloß ihm einige Töfel ein, er schauderte vor Widerwillen. Den Apfel, als er ihn endlich bekam, verspeiste er mit Stumpf und Stiel, wie ein Keffchen naend.

„Wenn Jon in einer Stunde drei Töfel Suppe isst, bekommt er das“, sagte der Arzt und zog eine Kupfermünze aus der Tasche. Des Kindes Augen leuchteten; soarr mit der Hand des Kranken Armes suchte er sie zu fassen. Das konnte er, das schätzte er! Entzückt nahm er die Münze und suchte sie in einer Falte seiner ungewohnten Bekleidung zu verstecken. Endlich hatte der Doktor ein Mittel, um sich zu verständigen,

gefunden! Er zeigte dem Kleinen noch eine zweite Kupfermünze und sagte ihm, daß er sie bekäme, wenn er bis morgen früh im Bette bliebe.

Weder Alter, noch Herkunft, noch Namen konnte man auf das Brett über seinem Bette schreiben. Auf der Polizei hatte niemand sich nach einem vermögten Kinde erkundigt.

Abends fuhr der Doktor noch einmal in sein Krankenhaus, er wußte selbst nicht, warum es ihn so dorthin zog. Schon vor der Pforte sah er einen Anlauf. Richtig, die Leute umstanden einen Knaben, und der Knabe war Jon! In einem unbewachten Augenblick war er, geschmeidig wie ein Röhren, entwichen, hatte sich für sein Kupfergeld Rüben und Kohl gekauft, die er gerade roh verzehrte, als er eingefangen wurde. Die tüchtigen Leute fuhren ihn hart an, der Doktor konnte noch beizeiten eingreifen.

Der Verband war verrutscht; wenn man den Kranken nicht zur Ruhe brachte, konnte er fürs Leben den Gebrauch des Armes verlieren. Der Doktor überlegte, wie er das bemerkstelligsten könnte, ohne das Vertrauen Jons, der ihm wie ein gefangenes, in der Menschenhand zitterndes Vögelschen vorkam, ganz zu verlieren. Er mochte ihn nicht festbinden, sondern zeigte eine Schwester ans Bett, die nichts anderes tun sollte, als auf ihn aufpassen.

Jon blieb nun liegen, aber schlafen konnte er nicht im Bett. Augenscheinlich war es ihm so unbehaglich, wie es uns sein würde, uns auf ein Beet blühender Blumen auszustrecken; er war gewohnt, sich auf dem Erdboden zusammenzulauern.

Am folgenden Tage gab man ihm eine beruhigende Arznei ein, die eine unvorhergesehene Wirkung ausübte: er schlief volle 24 Stunden. Sowie er zu sich gekommen, schaute er gespannt auf die Tür. Erwartete er den freundlichen Doktor oder eine zweite Kupfermünze? Diesmal kam der Arzt mit zwei blanken Münzen — enttäuscht wandte das Kind sich ab, es kannte nur blindes, schmutziges Geld, nur solches hatte ihm dazu verholfen, sich hin und wieder an einer gerösteten Kürbiskernmischung zu sättigen!

Langsam fing der kleine Patient an zu sprechen, aber nur mit dem Arzt. Aus seinen Erzählungen und den Nachforschungen, die der Doktor an Ort und Stelle machen ließ, kam die furchtbare Wahrheit ans Licht: dieser kleine Knabe hatte seit Jahren kein Obdach! Im Winter verfracht er sich in Lumpen oder Säcken unter irgendeinem Tisch der Markthalle während der langen Stunden der Dunkelheit, im Sommer pflegte er auf der Straße zu schlafen. Mit den Stunden um

so entstandenen wunderbaren Apparat dynamo-elektrische Maschine, von dem griechischen Wort Dynamis = Arbeit, weil hier die Arbeit, die dazu verwendet wurde, um den Anker zu drehen, sich direkt in elektrischen Strom umsetzte. In trefflicher Weise ist die Anordnung in der Maschine so getroffen, daß der Magnetismus immer den Strom und der Strom den Magnetismus verstärkt muß. Technische Konstruktionen sind, wie Graeb sagt, immer genial und hervorragend leistungsfähig, wenn sie es verstehen, Anordnungen zu treffen, durch welche sich Ursache und Wirkung gegenseitig verstärken. Das ist bei dieser Maschine in besonderem Maße der Fall.

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1866 führte Werner Siemens seine neue Erfindung den Professoren Dode, Magnus und Du Bois-Reymond sowie mehreren anderen ersten Physikern Berlins vor. Professor Magnus erbot sich sogleich, der Berliner Akademie der Wissenschaften eine Beschreibung der Erfindung vorzulegen. Dies konnte jedoch wegen der Weihnachtsferien erst am 17. Januar 1867 geschehen. In der Arbeit, die Professor Magnus damals der Akademie übergab, schrieb Werner Siemens am Schluß: „Der Techniker findet gegenwärtig die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo die Arbeitskraft disponibel ist. Diese Tatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung sein.“ Das ist auch in großartigster Weise eingetroffen.

In England wurde die Erfindung dadurch bekanntgemacht, daß Wilhelm Siemens am 14. Februar 1867 einen Vortrag darüber in der Royal Society (Kgl. Gesellschaft) unter dem Titel „Ueber die Umsetzung dynamischer in elektrische Kraft ohne Hilfe von permanentem Magnetismus“ hielt.

Er gab hierauf eine Beschreibung des Apparats. Und dann geschah in der Versammlung etwas, das in der Geschichte der Erfindungen ewig denkwürdig bleiben wird.

Unmittelbar nachdem Wilhelm Siemens seinen Vortrag beendet hatte, stellte Professor Wheatstone der Royal Society einen Apparat vor, der gleichfalls auf Grund des dynamo-elektrischen Prinzips gebaut war. Die Erfindung war also von ihm fast gleichzeitig gemacht worden. Ja es stellte sich heraus, daß bereits im Dezember 1866, also gerade in den Tagen, in welchen Werner Siemens seine Maschine vollendete, ein Ingenieur namens Varley ein englisches Patent auf den gleichen Apparat nachgesucht und hierbei dem Patentamt eine provisorische Beschreibung in versiegelter Umschlag eingereicht hatte.

Es war also, wie man das bei großen Gedanken nicht selten beobachten kann, die Zeit der Reife für diese Erfindung gekommen gewesen. Nun mußte sie der Menschheit in den Schoß fallen. Das Verdienst von Werner Siemens wird hierdurch nicht im geringsten gemindert. Jeder, der sich nicht durch nationalistische Beweggründe in seiner Meinung leiten läßt, muß zugeben, daß dem deutschen Meister das Recht des Priorität zusteht.

Es ist kein Zweifel, daß der Gedanke, den Werner Siemens im dynamo-elektrischen Prinzip ausgesprochen hat, uns heute außerordentlich nahelegend erscheint. Aber gerade die großen Vereinfachungen pflegen stets zuletzt gefunden zu werden, und eben sie bewirken durch ihre unvergleichliche Klarheit, daß die Konstruktion dann selbstverständlich erscheint. Durch die Schaffung der Dynamomachine erst gelang es, die Elektrizität aus dem Anfangsstadium herauszuführen, in dem sie nur Gedanken übermittelte, gewissermaßen nur dem Kommandeur spielte. Von jetzt ab konnte sie auch Kraft übertragen und selbst dienstbar schaffend dem Menschen zur Hand gehen.

Die erste Anwendung, die Werner Siemens von der neu erfundenen Maschine machte, war die Konstruktion eines Jügendapparats für Sprenggläser. Verbesserte Vorrichtungen dieser Art werden noch heute zu tausenden in Bergwerken und bei der Armee angewendet. Am 10. Juli 1868 wurde dann zum erstenmal auf dem Artilleriechießplatz bei Berlin das elektrische Licht eines Scheinwerfers durch einen Strom erzeugt, der von einer Dynamomachine herüberlief. Abdamal mehrten sich die Anwendungen außerordentlich rasch.

Auch der große und für die Jetztzeit so überaus wichtige Gedanke der Übertragung von Kraft, die durch die Dynamomachine erzeugt wird, über weite Strecken wurde nicht sehr viel später gefaßt. Es ist Wilhelm Siemens, der ihn im Jahre 1877 wohl zum erstenmal ausgesprochen hat. Er war damals zum Präsidenten des Iron and Steel Institute gewählt worden und wies in seiner Antrittsrede darauf hin, daß für eine gewisse spätere Zeit eine Abnahme der Kohle drohe, und daß man rechtzeitig dafür Sorge tragen müsse, sie durch Wasserkraft zu ersetzen. Er machte

die Bette sammelte er sich, was er fand, um seinen Hunger zu stillen und seine Blöße zu decken. Für kleine Hilfspflanzungen, die er den Marktleuten gewährte, erhielt er manchmal das Höchste und Schönste, was er kannte: eine kleine Kupfermünze! Seit seinem dritten Lebensjahre sah er dies Leben geführt zu haben. Wer seine Eltern gewesen, ob er aus der Stadt oder vom Lande stammte, konnte nie in Erfahrung gebracht werden.

Das erste Glück seines Daseins war der Lastwagen, der ihm den Arm zerbrach! Nun konnte seine arme kleine Seele mit seinem kranken Körper genesen. So hoffte wenigstens der Arzt. Wie der kleine Knabe bei dem Hundeleben, das er geführt, nicht wird und bössartig geworden, sondern sanft und süßsam, standhaft und stumm gegen den Schmerz geblieben, war eigentlich ein Wunder. Keine Tüde, nur tiefes Leid lag in den schwarzen Augen und daneben eine Angst, die jedem ins Herz schneiden mußte. Wovor mochte er sich dertart fürchten?

Nun hatte er unter seinem Kopfkissen schon ein ganzes Nest von Kupfermünzen; denn für jede geleerte Tasse Milch, für jeden Verbandwechsel wurde er vom Doktor belohnt. Gepannt horchte das Kind auf das Rollen der Wagen; seine Sinne waren so viel schärfer als die gewöhnlicher Menschen, daß er unter hundert anderen den Wagen seines Arztes heraushörte.

Einen ganzen Tag hatte er schon vergeblich gelauscht, die Nacht brach an. Von konnte nicht schlafen: was war geschehen, daß der freundliche Doktor nicht kam? Sollte er die Schwefelkugeln fangen? Er wußte nicht, wie... Am anderen Morgen früh begann er wieder zu horchen — gegen Mittag kam ein fremder Mann und verband ihn... Von verstand nicht, warum... Er hörte nur, daß der Fremde sagte: „Der Junge kann bald entlassen werden!“

Von hörte noch einen Tag vergebens. Da erfuhr er es, ganz zufällig. Wer hätte sich auch die Mühe gegeben, es ihm zu sagen?...

Von wußte genau, was „tot“ bedeutete — nie wieder würde er seinen gütigen Beschützer sehen!

So nahm er seine Kupfermünzen, streichelte sie, wie der Doktor ihn gestreichelt hatte, schlüpfte aus dem Zimmer, aus dem Hause, keiner achtete mehr auf ihn.

Am nächsten Morgen fand man eine Kinderleiche im frischen Schnee des öffentlichen Gartens. Die Hände des kleinen Erzkindes hielten krampfhaft einige Kupfermünzen umschlossen.

dabei insbesondere auf die Niagarafälle als eine riesenhafte natürliche Kraftquelle aufmerksam und sagte:

„Es würde nicht schwierig sein, einen großen Teil dieser Kraft mit Hilfe von Turbinen und Wasserrädern nutzbar zu machen, die an den Ufern des Flusses unterhalb der Fälle errichtet und durch Gräben längs der Uferländer gespeist würden. Dagegen würde es unmöglich sein, die Kraft an Ort und Stelle auszunutzen, da der Bezirk keinen Reichtum an Mineralien oder anderen Naturprodukten besitzt, welche die Errichtung vorteilhaft erscheinen ließen...“

„Im Lauf der Zeit dürften sich wohl wirksame Mittel finden lassen, um Kraft auf große Entfernungen zu übertragen; doch kann ich nicht umhin, schon jetzt auf ein Mittel aufmerksam zu machen, das meines Erachtens wohl der Beachtung würdig ist, nämlich auf den elektrischen Leiter. Man nehme an, Wasserkraft werde verwendet, um eine dynamo-elektrische Maschine in Bewegung zu setzen, so würde ein sehr starker elektrischer Strom erzeugt werden, der durch einen metallischen Leiter von größeren Dimensionen auf eine bedeutende Entfernung fortgeleitet und dann wiederum benutzt werden könnte, um elektromagnetische Maschinen zu treiben und die Kohlenlampen elektrischer Lampen zum Glühen zu bringen oder die Schmelzung von Metallen aus ihren Verbindungen zu bewirken. Ein Kupferleiter von 3 Zoll Durchmesser würde imstande sein, 1000 Pferdekraft auf eine Entfernung von etwa 50 Kilometern zu übertragen, und diese Kraftmenge würde genügen, um Leuchtkraft von einer Viertelmeile Normalkerzen zu liefern, womit eine mittelgroße Stadt erleuchtet werden könnte.“

Pole schreibt in seiner Schilderung des Lebens von Wilhelm Siemens, daß diese Aeußerung die Zuhörer in höchstem Grad überrascht habe, und daß diese Zukunftshoffnungen nur mit einem Rädeln des Unglaubens aufgenommen worden seien. Wir wissen heute, in wie großartiger Weise die Erfindung von Werner Siemens die Hoffnungen seines Bruders auch auf dem Gebiet der Kraftübertragung erfüllt hat.

Die erste Dynamomachine, die Werner Siemens baute, war noch mit seinem Doppel-T-Anker ausgerüstet. Antonio Pacinotti hatte aber schon 1800 für die magnet-elektrische Maschine den Ringanker erfunden, der eine gründlichere Ausnutzung der Induktion gestattete. Er ist unter dem Namen Grammescher Ring weit verbreitet gewesen, weil der Belgier Zenobius Gramme es war, der die Pacinottische Erfindung in die Praxis übertrug.

Ein weiterer wichtiger Schritt in der Ausbildung der Dynamomachine geschah, als der Leiter des Konstruktionsbüreaus der Firma Siemens u. Halske, Friedrich von Hefner-Alteneck, den Trommelanker konstruierte, der gewissermaßen die Vorteile des Doppel-T-Induktors und des Pacinottischen Rings vereinigte. Bei dem Trommelanker sind die Wicklungen über den Mantel eines Zylinders so gezogen, daß die erregende Einwirkung der Polemagnete fast vollständig ausgenutzt werden kann.

Mit diesem „Wunderkäse“, wie man Hefner-Altenecks Erfindung bei ihrem ersten Auftreten nannte, hatte die Dynamomachine die Form bekommen, in der sich noch heute benutzt wird. Die Abmessungen aber, wie sie in unseren Tagen bei den gewaltigen Turbogeneratoren bis 68- ja 80.000 Pferdekraften erreicht worden sind, hat wohl auch Werner Siemens noch in seinen letzten Lebensjahren kaum geahnt.

Der 100. Wiederkehrstag von Werner Siemens' Geburtstag ist in kurzen Zwischenräumen das Jubiläum der epochemachenden Erfindung der Dynamomachine gefolgt. Der Gedenkartikel ist ein gekürztes Kapitel aus dem von uns bereits besprochenen Werke: Werner v. Siemens, der Begründer der modernen Elektrotechnik von Artur Fürst. Das Buch, das bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheint, hält sich bei aller Leichtverständlichkeit und guter Darstellung durchaus auf gleicher Höhe.

Die Neue Volkstümmlichkeit.

Von Kurt Hiller.

Alle Werte oberster Wert ist der Geist; aber Geist bliebe spielerisch und leer, der nicht genährt und dursttränkt wäre von der Idee des Paradieses — keines vergangenen, in mythische Vorzeit zurückverlegten, sondern eines leuchtend-zukünftigen, eines Sternbilds der gesollten Welt. In je weiterer Ferne dieses Paradieses Wirklichkeit schimmert, mit desto hartnäckigerer Leidenschaft müssen wir es zu verwirklichen trachten. Unmöglich ist dem denkenden, unmöglich dem wollenden Menschen nichts; das schwierigere Werk: die lodende Aufgabe; nur für Utopien lohnt sich's zu kämpfen.

Dem was heißt Utopie? Ein Zustand, der nirgends statthat, Ersehnen wir nun das, was irgendwohin ist? Wenigstens! Das, was ist, enthält sich längst als Quelle unserer Qualen; folglich müssen wir sehen es zu ersetzen durch das, was sein soll — wiewohl es noch nirgends ist. Glaube aber jemand, das Seinfolgende sei unerrücklich und die Welt könne von Ewigkeit zu Ewigkeit gar nicht anders ausfallen als so, wie sie ist... dann gehe er hin und erledige sich; seht's ihm hierzu an Mut, so lade er wenigstens sein Bewußtsein mit der Vorstellung, daß er als Vieh lebt und nicht als Mensch; denn „Mensch“ ist: der Welt-ändernde. Mensch ist das Wesen der Vernunft, die sich gegen das Tatsächliche... des Wertes, der sich gegen die Wirklichkeit... der Kultur, die sich gegen die bloße Natur lehrt; nicht um das Tatsächliche in Abrede zu stellen, die Wirklichkeit zu zertrümmern, die Natur zu zerstören; das wäre irrig, irrsinnig, veracht; sondern um sie zu bearbeiten, zu bändigen, zu meistern, um sie machtvoll hinzulegen zu den Zielen der Sehnsucht. Menschsein heißt geistig sein; das dumpe Tier vermag die Grenzen der Utopie, der Segenheit, nicht zu durchbrechen, — der Mensch ist Utopiker (oder er ist auch nur Tier). Utopismus als Schimpfwort indes und als Spottvolabel war von jeder die Waffe aller Satten, Zufriedenen, Trägen, Privilegierten, Jhmischen... gegen alle Gläubenden und Götterfälligen, gegen alle Empörten und Empörer. „Das ist utopisch!“ soll besagen: was ihr da fordert, kann niemals erreicht werden; in Wahrheit besagt es: wir wollen nicht, daß ihr's erreicht. Gohn — ist die Raste, hinter der die Angst sich verbirgt, etwas zu verlieren, darauf man kein Anrecht hat. Ironie — die Frage der Wut, die sich nicht vorwagt. Jeder Fortschritt in der Menschheitsgeschichte war, bis er etrotzt wurde, als Utopie verleumdet. Man stampelt eine mißliebige Idee lächelnd zur Unmöglichkeit hin, um dann, sobald sie vollzogen, hochmütig zu erklären, man selbst habe sie im Grunde ja immer gewollt. Der hässliche Verdräger möchte hinterher niemand geweiht sein — besonders derjenige nicht, der sich schon anständig, einer neuen Idee die Bahn zu verlegen.

Wie macht man es nun, den Trägheitsnummern des geschichtlichen Geschehens auf sein mögliches Mindestmaß herabzusetzen; die Steine aus jenem Wege zu räumen, der zur Freiheit, zur Verbrüderung, zur Herrschaft des Geistes führt; das Sein so umzubauen, daß sein Bild dem paradiesischen Bilde sich nähert? — Hier steigt das Problem der Erziehung auf.

„Erziehung“... man erschrecke nicht! Dies Wort nahm nachgerade einen stehenden Bild an, und in seinem Klange zittert Weisheit. Es weckt Erinnerungen an englische Würde und brutale Kriegerlichkeit, an den gehobenen Pfeifenger und das Geleise bebrillter Freiheitskämpfer, an Dunkelmänner und böse Jungfern, und Abtrübsel auch an die Pfaffen und Nonnen des „gesunden Menschenverstandes“.

Aber der Begriff, in der Frische seiner Ursprung, ist holder als das verflüchtete Wort. „Erziehung“ — man befreie sich von allen häßlichen Assoziationen und bedenke: So sehr es gilt, die Realität, das Zuständliche, die Dinge zu ändern und nicht die Seelen (nämlich sie etwa durch „religiöse“ oder sonstige Suggestion dahin zu bringen, daß sie demütig-entsagungsvoll sich den Zuständen innerlich anbequemen, beugen, unterwerfen; Theorie von der gottgewollten Sklavenerwirtschaft), so sehr bedarf es doch einer Aenderung der Seelen, damit erst der Wille und die Kraft in ihnen erzeugt werde, die Dinge zu ändern. Der Inbegriff aller Weisheiten, diesen Willen und diese Kraft hervorzubringen, heißt aber Erziehung.

Gegenstand der Erziehung sind demnach nicht bloß Kinder (und Kleinen), Gegenstand der Erziehung ist das ganze Volk. Als seine Erzieher haben wir jene Tieseren und Verantwortungsvolleren zu betrachten, die, unter alle Schichten gestreut, weder Priester noch Lehret, weder Redner noch Schreiber, im kleinen Kreise jeweils wirken — ohne eigentlich wirken zu wollen. Die Summe dieser im einzelnen psychologisch oder gar statistisch kaum zu fassenden Kleinwirkungen ist sehr beträchtlich; doch ein besonders starker und jedenfalls kontrollierbarer Strom erzieherische Energie geht naturgemäß von den Institutionen aus. Von Kathedern und Kanzeln erzieht er sich über die Gemeinschaft, und von der Presse. Es soll in diesem Zusammenhang nicht untersucht werden, woher es rühre, daß heute das gesprochene Wort an Macht bedeutend zurücksteht hinter dem gedruckten; die Tatsache läßt sich schwer leugnen; und tiefsinnige, von gewissen Romantikern immer wieder gepöhlte Phantasmen auf jenes göttliche Zeitalter, in dem es anders war, ändern an ihr nichts. Das Mittelalter ist endgültig vorbei, und die Erziehung Meister Gutenberg's läßt sich nicht ungeschehen machen. Um so gewaltiger wächst aber die Verantwortung dorer, die schreiben und publizieren.

Legen wir einen Luerchnitt durch das Schrifttum der letzten Jahre vor Kriegsausbruch, so zeigt sich, daß der Grad des Bewußtseins von dieser Verantwortung recht gering war. Die Mittelmaßigen schrieben mittelmäßig, und die Köpfe schrieben für die, die es schon wußten. Wir hatten eine Popularität, die, jeden Zusammenhang mit den geistigen Bewegungen vor, dem Volke das künstlerisch Fadede und das denkerisch Flachste bot (Heimatlust und Konismus: noch die Höhepunkte dieses Jammerfalls!); wir hatten eine Exklusivität, die ihre ethische Keere hinter großartiger Unberührbarkeit des Ausdrucks verbergen mußte, um wenigstens die Beachtung der geistigen Gedankwelt zu finden. Dem, was wirklich Geist war, mißtraute, ohne von der Tiefe etwas preiszugeben, in die Breite strebte, sohlte es an Wiederhall, wenn nicht gar an Stille... bei aller Beliebtheit, ja Verehrung unter Kennern.

Das Kennertum galt den Schreibern selbst als Instanz. Nicht bewußt, womöglich gegen ihr Bewußtsein, aber so lag es ihnen einmal im Blute. Das Kennertum bildete jenes imaginäre Publikum, das sie sahen, wenn sie formulierten. So kam eine Literatur aberhöchsten Maßes zustande, ein Still, unendlich geküßt, vornehm, zusammengebrängt, wieder immer ein Wort zu wenig als eines zuviel, um Gottes willen keine triviale Wendung, keine Wiederholung dessen, was nicht oft genug betont werden kann, dagegen lauter Neuberkeit, Ueberraschendes, Bekliffendes, Schwieriges, Hochgeschraubtes — eine Literatur für Kenner. Nun scheint mir der Standpunkt: für den Kenner ist, und sollte selbst die Gesamtheit dabei zu kurz kommen, das Beste gerade gut genug... immerhin sympatibischer als jene Prunk-„volkstümlicher“ Schmirnkunst, nach der, für das Volk, das Schicksalste offenbar noch nicht schlecht genug ist; aber wie war's mit einer ganz neuen Uebung, wonach das Beste gerade für's Volk gut genug sein würde? — Hierzu freilich bedürfte es einer Willensanstrengung haben und drängen. Der Schreiber müßte sich neu einstellen und der Lesende.

Der Schreiber müßte die Aufgabe, das, was es zu sagen hat, eifrigst von allen bloß-bildungsmäßigen Voraussetzungen loszulösen; nicht in der Art, daß er etwa ohne diese Voraussetzungen schriebe; vielmehr hätte er sie nur unsichtbar zu machen; sie so zu verarbeiten, daß sie dem Ergebnis zwar innewohnen, es aber dadurch der Einsicht des Lesers, dem sie fehlen, nicht entzögen. In rede hier seiner Verjüngung und Verflachung das Wort, im Gegenteil! Unsichtbarkeit von Voraussetzungen fordern, heißt doch: zunächst einmal ihr Dasein fordern. Daß man sie dort nicht bemerkt, wo sie gar nicht vorhanden sind, ist weiter kein Kunststück; und wer ihrer ermangelt, wäre der letzte, dem es zustünde, anderen vorzuwerfen, daß sie sie nicht zu verstehen wüßten. Aber schließlich handelt es sich um den Geist, nicht um die Bildung; um Denken, nicht um Kennen; und Geist und Denken sind das, was der Anlage nach in jedem steckt, was nur klug berührt sein will, damit es in jedem allmählich werde. Das kluge Berühren muß der Schreiber lernen; von allen Reizen eines Hochmuts gegenüber denen, die immer guten Willens und, ohne Schuld, immer zu arm an Zeit waren, als daß sie in der Terminologie fest sein könnten, muß er sich gründlich säubern.

Der Lesende indes hätte die Pflicht, sich von allem Wertmanns-Hochmut gegenüber dem Geiste zu befreien. Ein Geh- und Nachgefühlt mag angebracht sein, wo der andere kraft ungetrübter Genuß des Schicksals etwas besitzt, dessen man selber nie teilhaftig werden kann. Aber des Geistes sind wir alle teilhaftig, da wie ich und er wie du; aus wem er sich in Wortformen herausstellt, das ist Zufall und entspringt keiner sozialen Ungerechtigkeit, sondern einer Gnade, die sich auf Awe wie Reichthum bezieht (wenn auch auf wenige) und die übrigens schwer erlaßt wird.

Der Mann aus dem Volk, zumal der junge, streife den Alltag von sich und, mit dem Alltag, den Schmutz der alltäglichen Sprache; er tauche tief in sich selbst hinein — voll Ehrfurcht vor diesem tiefen Selbst; und inbrünstig öffne er sich Ungewöhnlichem, das einströmt. Er lausche auf jedes Wort, als hörte er seinen Schall zum erstenmale; er greife es ohne Hast, betaste es um und um, wundere sich, versenke sich, greife das nächste, betaste es wieder — bald wird des Ganzen Sinn ihm erstahlen.

Eine geringe Anstrengung wäre solches nicht; aber sie ist, neben der (gleichfalls unbedeutenden) Verdeutschungsanstrengung des Schreibenden, die Vorbedingung dessen, was ich die neue Volkstümmlichkeit nenne. Bedeutete die alte: Intelligenzverlust des Geistes, so bedeutet die neue: Erkenntnisgewinn. Die Popularitätieren ebemals verwäffeln, so würde es fortan, da ja die philosophische, biologische, politische, ästhetische Darstellung nicht mehr ihrer Kraft und ihres Saftes, ihrer Tiefe und ihrer Verwickelungen, sondern nur noch ihrer sachlichen Gerüste beraubt werden soll, ungelähr e n t - i a c h e n heißen.

Entsagen! Welch herrliche Zweideutigkeit in diesem Wort.

Die Sensationsposse des Apollo-Theaters „NEPTUN AUF REISEN“.

Das Apollo-Theater, an dessen Spitze jetzt Direktor Avana Steiner steht, hat seinen Schicksal. Die den Berliner durch ihre jüngsten großen Erfolge bekannte Doppel-Direktion Franz Arnold-Greif, das mit dem lehrreichen Komponisten Rudolf Heiser, hat eine glänzende Vorstellung in drei Bildern geschrieben. Wöchentlich findet „Neptun auf Reisen“ einen wackeren Erfolg vor einem vollbesetzten Hause, und dieser Erfolg ist endlich verdient, denn alle beteiligten Darsteller sind berufen an der vornehmen Wirkung, die täglich anspricht. Ein verblüffender Bühneneffekt treibt den Andern und die Zuschauer und Zuschauer kommen kaum aus dem Staunen heraus. Man hebt zuerst den alten Neptun, der in alterwürdiger Weise inmitten seiner Tochter, Witwe und Nadeln ein beschauliches Regiment führt. Und seinen begabtesten Knecht aber ist er seit dem Anfangsbeginn aufgeführt worden, und weiß nicht es die Engländer, die ihm viel zu schaffen machen und die ihn in seiner Begabtheit hassernd haben. Die und Legat kommt begangen, sich zu dem Beherrschern des Meeres aufzusuchen, und das kann hier alle Dreisat-Schwinger nur sehr schwer überwinden. Er belagert sich bitter bei seinen drei schönen Töchtern und bei den übrigen Witwe und Nadeln, und mühen diese in dieses verwardtliche, festerer Grund kennt ihn der erste Versuch für seine Worte. Ein ruhendes reines Ding kommt herunter gerannt und nach Entlegen wendet sich alles, als der komische Komte Neptun das nächste Mündung bringt und seinen Gegenstand als einen barmherzigen Comar Räte erkennt, der nun in die

berühmt wohlgefällige Spielstimmung Neptun zu deren tollkühner Vernehmung mündet. — Dann aber wird die Sache doch erkannt. — Mit welchem Geiste rührt sich ein deutsches Handel-U-Boot in dem Teil des Meeresbodens, den sich Neptun als „handelsüblichen Unterhand“ erwidert hat. — Quers voller Angst — dann aber neugierig betrachten die Meerestiere das seltsame Gespinnst und als dann par Leben in dem großen Raufen erwidert wird und sich in ledichtlicher Weise ein Versuch zum ersten Male den erlauten Klagen all der schönen Aigen und Nadeln zeigt, steigt deren Stimmung bis zum Zehnpunkt. Schnell ist der schnelle U-Boot-Kapitän Müller die Herzen der drei schönen Neptundochter für sich gewonnen und um sich nicht mehr von ihnen trennen zu müssen, plant er sie mit in seinem U-Boot an die Oberfläche. Natürlich ist auch Vater Neptun mit von der Partie und so gelangt die ganze lustige Gesellschaft nach Berlin. Hier treffen wir Neptun, Kapitän Müller und die lebenslustige und liebesbergige Thetis mitten auf dem Schloßplatz zu nächlicher Stunde vor dem Neptunbrunnen. Hier entwickelt sich die dröcklichen Szenen, Verwicklungen und Komplikationen. Neptun ist eigentlich über die Verführung, die ihm die Berliner wollen, indem sie ihm den berühmten Neptunbrunnen erwidert haben, und er ist hoch erregt, derselben persönlich in Augenlicht nehmen zu können und dabei gleichzeitig seinen tätigen „Berreier“ für Berlin und „Berreier“ können zu lernen. — Die ideale Weltanschauung ergibt sich dann in eine nahe gelegene Tischlerhalle und als sie dann zurückkommen, behauptet Neptun,

das er zwar mit drei Aigen weggegangen wäre, aber nunmehr mit einem „Aigen“ wiedergelassen sei, aber dieser eine wäre auch richtig und aussehend. — Selbstverständlich vertritt sich die lustige Thetis auch des weiteren nach in den U-Boot-Kapitän. Ein prächtiges Mondlichterlebnis mit humorvollen Bühnenbildern und einer anmutigen, leicht und leicht im Ohr bleibenden Musik läßt dieses Bild aus. Diese Melodie dürfte zweifellos die beste sein, die Rudolf Heiser eingetauscht ist und bald wird sie zum eigenen Schand der Schlager-Vorrede des großen Berlin geboren. — Das dritte Bild zeigt ein ganz modernes Wohltätigkeitsfest — prächtige Toiletten schöner Frauen geben diesem Bilde ein reizvolles Gepräge und hier bilden auch die Herren Bläser u. Geor durch die Kompositionen der vollendeten Köstliche den Eindruck wirksam zu erhöhen. In diesem 4. Bilde, bei dessen Beginn das elegante Längerhaar Gerv und Rerv einen vollen modernen Tanz sehen läßt und dafür einen ersten Erfolg mitnehmen darf, läßt sich auch die spannende Handlung auf, natürlich in Wohlgefallen, indem der alte Neptun den Spielern die Überzeugung leitet, daß er noch immer die alte Macht behält, denn ein einziges energetisches Aufstehen mit seinem Dreigad läßt der ganzen wunderbaren Spiel verschwinden und die ganze Sache stellt sich als ein phantastischer buntschillernder Traum des schlafenden Kapitän dar, der in der Ruhe seines aus dem Meergrund hebeenden U-Bootes eingeschläfert ist. Diese drei Bilder bieten dem Zuschauer reichlich Gelegenheit, sich von dem Stand der modernen Bühnenkunst hinlänglich zu überzeugen,

beim alles, was an Effekten und Wirkungen möglich ist, wird in diesem knappen Rahmen in verwickelter Weise geleitet und mitter in diesen reizvollen Szenen heißt man entzückte Danker das Ganze zum Erfolge führen. — Franz Arnold hat für sich als Neptun ununterbrochen die Kamer auf seiner Seite und schon ein Auftritt wirkt unklar formlich. Seine unerklärliche Ruhe bei den ausfallscheitlichen Scherzen erhöht noch die Wirkung beim Publikum. Ein entzückendes Souffletier; die Damen Golly Rog, Gila Sund und Magdalena Nadeln sind mit Temperament die Himmelsgehenden Tochter Neptuns. Der U-Boot-Kapitän Müller wird von Frau Langenboel schnell und reißig verführt. Ein ausgelacht schöner Choc umschließt die Handwerker und hebt in den Gelächereindruck auf das portellhafte, „Neptun auf Reisen“ bringt durch das Zusammensetzen einer feiner Kräfte allabendlich natürlichem einen sensationellen Erfolg, der sich von Abend zu Abend steigert. Dem Blick voraus geht ein glänzender Varietéprogramm, auf dessen Reichhaltigkeit wir nur die Namen Gebr. Steiner als Solan-Kirubaten, Kasapette mit seinen bewundernswerten Hundebrevetten, Anna Verber, die jugendliche-amulige Langhülsterin, Joe in ihrem Babakräft, Werner Goldmann, dem populären Humovisten, und endlich A. H. Vers kinnungsbelle und mit feinstimmiger Kunst zusammenstellende lebende Bilder herausgreifen. Man zögert schon aus dieser abwechslungsreichen Reichhaltigkeit, daß das Apollo-Theater jedem Besucher einen unbedingt genussreichen Abend bietet. F. W.

Direktion Max Reinhardt.
Deutsches Theater.
7 1/2 Uhr: Figaros Hochzeit.
Nachm. 2 1/2 Uhr (kl. Pr.): Hamlet.
Kammerspiele.
7 1/2 Uhr: Armut.
Nachm. 2 1/2 Uhr (kl. Pr.): Minna von Barnhelm.
Volksbühne, Theat. a. Bülowplatz.
7 1/2 Uhr: Die Hatten.
Nachm. 2 1/2 Uhr (kl. Pr.): Fuhrmann Henschel.

Theater in der Königsräter Str.
7 1/2 Uhr: Jan der Wunderbare.
Nachm. 3 Uhr: Kameraden.
Komödienhaus.
7 1/2 Uhr: Die verlorene Tochter.
Nachm. 2 1/2 Uhr: Der 7. Tag.
Berliner Theater.
7 1/2 Uhr: Auf Flügeln des Gesanges.
Nachm. 2 1/2 Uhr: Wenn zwei Hochz. noch.
Mittw. 7 1/2 Uhr: Lis's Märchenreise.

Theater für Sonntag, 14. Januar.
Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
7 Uhr: Boltmann's Erzählungen.
Friedrich-Wilhelmstadt, Theater.
3 Uhr: Rigoletto.
7 1/2 Uhr: Das Dreimäderlhaus.

Gedr. Herrfeld - Theater
7 1/2 Uhr: Der Hüttenbesitzer.
7 1/2 Uhr: Der doppelt Buchhalter.
Poese mit Gesang und Tanz.
Kleines Theater
6 Uhr: Am Teufelch.
7 1/2 Uhr: Paul u. Paula, Lottchens Geburtst.

Komische Oper
7 1/2 Uhr: Die Hanenlerche.
7 1/2 Uhr: Der Pusztja-Kavaler.
Lustspielhaus
7 1/2 Uhr: Der selige Baldwin.
7 1/2 Uhr: Die deutschen Kleinstädter.

Thalia-Theater.
7 1/2 Uhr: Blondinehen.
7 1/2 Uhr: Das Vagabundenmüdel.
Trianon-Theater
7 1/2 Uhr: Die Waise aus Lowood.
7 1/2 Uhr: Willis Hochzeitstag.

Verband der Freien Volksbühnen
Sonntag, den 14. Januar 1917:
Hagami Sings 2 1/2 Uhr:
Weltbühne, Theater am Schloßplatz:
Nahmann's Komitell.
Sarkes-Theater, Charlottenburg:
Die arde Stadtland.
Sarkes-Theater Oh: Hochaufliefer.
Welt-Theater: Die gutgeschmitten
7 1/2 Uhr:
Deutsches Opernhaus: Die Entführung aus dem Serail.
Königs-Theater: Schwager Peter.
7 1/2 Uhr:
Bürgerhaus des Rathaus: Der König Julius Sob: Son der Berliner Mutter.
7 1/2 Uhr:
Weltbühne, Theater am Schloßplatz:
Dienstag, Donnerstag, Freitag:
Die Hatten, Montag und Mittwoch: Rets Bernd.

Metropol-Theater
7 Uhr: Die Csardasfürstin.
19 Uhr: Die Kaiserin.
Neues Operettenhaus
8 Uhr: Der Vogelbändler.
7 1/2 Uhr: Der Soldat der Marie.
Residenz-Theater
8 Uhr: Gebildete Menschen.
7 1/2 Uhr: Die Warschauer Zitadelle.
Schiller-Theater 9.
8 Uhr: Johanniseuer.
7 1/2 Uhr: Will und Wiebke.
Schiller-Th. Charlottenb.
8 Uhr: Die gelbe Nachtigall.
7 1/2 Uhr: Der Familientag.
Theater am Nollendorpf.
8 1/2 Uhr: Immer feste druff!
7 1/2 Uhr: Blaue Jungens.
Theater des Westens
7 1/2 Uhr: Die Fahrt ins Glück.
mit Guido Thielscher.
3 1/2 Uhr: Ein Walzertraum.

Walhalla-Theater.
3 Uhr: Die Dollaprinzezin.
7 1/2 Uhr: Das Musikantenmüdel.

Rose-Theater.
3 Uhr: Gäßchen der Schieferer:
Der Amerikaner.
7 1/2 Uhr: St. Georg der Drachentöter.

„Der deutsche Schmied“
ein vaterländisches Spiel.
Der Werdegang der Deutschen Waffe
Spielleitung: Dr. Brud
Zirkus Schumann
27. und 29. Januar
Anfang 7 Uhr
7 1/2 Uhr gegen 9.45 Uhr

2000 Mitwirkende, u. a.:

Hans Knädel, Bildl, Böcher, Clewing, Deiboeg, Tilla Durieux, Jollenstein, Heidemann, Hofer, Rugh, v. Lechour, Rüstholer, Riger, Pooch, Peer, Benny Porten, Schmidhühler, Schotten, Schröder, Bepsermann, Wollauer, Wegner, B. Wilde, Kgl. Ballett - Bruno Kistler'scher Chor - Orchester

Zum Besten der Kriegshilfe
Kommandantur Berlin

Abteilungsleiter A. B. in der West. Verwaltung an der Eisenbahn der Kammerkeller, am Schindlerplatz 4, H. Witten u. a. d. und Qualitätsbank, Unter den Linden 84.

Circus Busch
Sonntag 2 Vorstellungen:
7 1/2 und 7 1/2 Uhr.
In beiden Vorstellungen:
Die erfolgreiche, beliebte große
Brent-Unterhaltung-Pantomime:
Die Geierprinzessin.
Vorher das glänzende Programm.
Mittwoch 1 Kind frei,
weitere halbe Preis.

WINTERGARTEN
Heute zwei Vorstellungen.
Nachm. 3 Uhr: Kleiner Preis!
Kinder die Hälfte.
Abends 7 1/2 Uhr.
In beiden Vorstellungen:
„Die grüne Flöte“
Ballettpantomime.
Inszenierung von
Max Reinhardt
sowie der
neue, abwechslungsreiche
Varieté-Spielplan.

Zirkus A. Schumann
Deuts. Sonntag, 14. Januar er.
2 Vorstellungen 2
nachm. 3 Uhr u. abends 7 1/2 Uhr.
Nachmittags 1 Kinder Kind frei.
Jedes weitere Kind halbes Preis.
In beiden Vorstellungen:
Das große glänzende Zirkus-
Programm und
Die Seeräuber.
Große Musikalische-Pantomime
in 4 Akten.

URANIA Taubenstr. 48/49.
Sonntag 8 Uhr: Alice Schalek:
3 Monate an der Isozoifront.
Montag 8 Uhr:
Winter in der Schweiz.
Hörspiel 8 Uhr: Dr. A. Köhler:
Ersparungsvorlesung und Gedulge-
aufbau der Logierungen.

Lessing-Theater.
Direktion: Victor Barnowsky.
7 Uhr: Julius Caesar.
Nachm. 2 1/2 Uhr: Die gutgeschmitt. Ecke.
Deutsch. Künstler-Theater.
Allabendlich 7 1/2 Uhr:
Waise in der Nacht.
Heute 3 Uhr: Schwarzer Peter.

Mozart-Saal
Nollendorfpkatz 5
Das große Filmwerk:
In den Krallen der Ochrana.
Entfaltungen aus den Akten der Warschauer Geheimpolizei.
Drama in 5 Akten.
Beginn
3 Uhr.

APOLLO THEATER
Friedrichstr. 218. Tel. Lützow 7341
Heute
Sonntag 2 Vorstellungen:
Nachm. 3 Uhr, abends 7 Uhr 15.
In beiden Vorstellungen:
Das großartige Varieté-Progr.
Dazu
Neptun auf Reisen
Ausstattungsposse
von Arnold und Bach.
Musik von R. Neison.

Admirals-Palast
Heute 2 Vorstellungen
Schlittschuhläufer ballett
aus der Oper „Der Prophet“
und
Frau Fantasie.
Vorzüg. Küche auf allen Plätzen.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Heute nachmittags 3 Uhr
und abends 7 1/2 Uhr:
Caharel Feldgrau.
Nachmittags:
König, Preise:
Gardel 25 Pf.,
Ballon 75 Pf.
Bege 1 St.

Germania-Prachtsäle.
Chausseest. 110.
C. Richter.
Jed. Sonntag:
P. Mantl's
Lust. Sänger
u. Konzert.
Neues Prog.
Anf. 6 1/2 Uhr. Eintritt 50 Pf.,
10 Bseuer, Militär 20 Pf.

Possen - Theater.
Täglich 7 1/2 Uhr:
Des Löwen Erwachen
Ent oder weder
Hoffmann's Schmus.

Palast
Anfang 7 1/2. Sonntag 2 1/2 u. 7 1/2
„Berliner Bilder“
Otto Reutter
u. d. große Januar-Programm.

Voigt-Theater.
Sadtr. 58. Sadtr. 58.
Ludwig: Eine Frau ohne Herz.
Die Geschichte einer Mutter in
4 Akten von G. B. Salotti.
Kaffenthr. 6 1/2 u. Sonntag 7 1/2 u.
Sonntag 8 Uhr: Eine Frau ohne Herz.
7 1/2 Uhr: Richters Millionen.
WB Montag, d. 15. 1. 1917: Goldfische.

Casino - Theater
Lothringer Str. 37. Täglich 7 1/2 Uhr.
Um 7 1/2 Uhr: Bunter Programm.
Um 8 1/2 Uhr: Die Schliagerpelle
einsig in Groß-Berlin
Zwei helle Berliner
Bestmar Sumar - Berliner Figuren.
Sonntag 8 1/2 Uhr: Wihnachtsmärchen.

Rotkehlchen
Zeisige, Stieglitze, Buchfinken,
Kreuzschnäbel, Hänflinge,
nur eingewöhnte Vögel
kommen zum Verkauf.
Fritz Krüger, Zoologische
Pestalozzistraße 87,
a. d. Kirche, Frasn. Steipl. 13405

UT **UT**

Maria Carmi
in
Aphrodite

In den U. T
Kurfürstendamm 26,
Friedrichs-
Ecke Taubenstraße.
Nollendorfpkatz,
Unter den Linden,
Königsräter Str.

Henny Porten
im Drama: Geisste Ketten.
U. T 6. Sühndeg: Die Liebhabersrau des Maharedische
Anf. 3 Uhr, Ende 10 Uhr, letzte Vorl.: 8-10

UT **UT**

Berliner Konzerthaus.
Mauerstr. 82. Zimmerstr. 90/91.
Heute: Großes Konzert
des Berliner Konzerthaus-Orchesters
Anfang 4 Uhr. Leiter: Komponist Frz. v. Blon. Anfang 4 Uhr.
Morgen: Gr. Konzert, veranstaltet vom Verein ehemaliger
Kantoren des Leib-Granadier-Regiments König Friedrich Wilhelm III.
(S. Brandenb. Nr. 8) zum Besten der Hinterbliebenen von Kämpfern
des Regiments und der Familien der zum Heeresdienst eingezogenen Angehörigen des Vereins.

Erste Deutsche Ersatzmittel-Ausstellung
verbunden mit Lebensmittelmesse
Eine Kriegsschau deutschen Gewerhefleißes
AUSSTELLUNGS - BALLEN AN ZOO
Nachmittags 4-7 Uhr: Konzert.
Täglich 10 Uhr bis abends 8 Uhr geöffnet. Eintritt 50 Pf.

Palast
Anfang 7 1/2. Sonntag 2 1/2 u. 7 1/2
„Berliner Bilder“
Otto Reutter
u. d. große Januar-Programm.

Voigt-Theater.
Sadtr. 58. Sadtr. 58.
Ludwig: Eine Frau ohne Herz.
Die Geschichte einer Mutter in
4 Akten von G. B. Salotti.
Kaffenthr. 6 1/2 u. Sonntag 7 1/2 u.
Sonntag 8 Uhr: Eine Frau ohne Herz.
7 1/2 Uhr: Richters Millionen.
WB Montag, d. 15. 1. 1917: Goldfische.

Casino - Theater
Lothringer Str. 37. Täglich 7 1/2 Uhr.
Um 7 1/2 Uhr: Bunter Programm.
Um 8 1/2 Uhr: Die Schliagerpelle
einsig in Groß-Berlin
Zwei helle Berliner
Bestmar Sumar - Berliner Figuren.
Sonntag 8 1/2 Uhr: Wihnachtsmärchen.

Rotkehlchen
Zeisige, Stieglitze, Buchfinken,
Kreuzschnäbel, Hänflinge,
nur eingewöhnte Vögel
kommen zum Verkauf.
Fritz Krüger, Zoologische
Pestalozzistraße 87,
a. d. Kirche, Frasn. Steipl. 13405